

"Das Dach der Welt" en miniature: Interview über die neue Himalaja-Anlage im Zoo Zürich

Autor(en): **Enz, Carole / Roos, Stefan / Rübel, Alex**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Tec21**

Band (Jahr): **127 (2001)**

Heft 19: **Himalaja in Zürich**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-80154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Das Dach der Welt» en miniature

Interview über die neue Himalaja-Anlage im Zoo Zürich

Die Himalaja-Anlage des Zürcher Zoos ist nicht einfach ein neues Gehege unter vielen, sondern schafft den Spagat zwischen artgerechter Tierhaltung und maximalem Tiererlebnis. Die Grenzen zwischen Mensch und Tier scheinen zeitweise aufgehoben: Ein Kleiner Panda schläft friedlich über den Köpfen der Besucher, ein Tigerjunges spielt mit einem Menschenkind. Zoodirektor Alex Rübel, Säugetier-Kurator Robert Zingg und Zoentwickler Andreas Hohl erläutern das Konzept, das hinter der neuen Lebensraumanlage steht.

Enz: Der Zoo Zürich soll in zoogeographische Zonen gegliedert werden. Statt vieler kleiner Gehege sollen ganze Ausschnitte von Lebensräumen nachgebaut und mit einer Tiergemeinschaft belebt werden. Was ist der Gedanke hinter diesem Zooleitbild?

Rübel: Wir wollen lebende Tiere als Botschafter für den Naturschutz einsetzen. Dies gelingt uns umso besser, je natürlicher sich die Anlagen präsentieren und je näher sich der Besucher den Tieren fühlt (Bild 1). Mit der Aufteilung in zoogeographische Zonen besitzen wir ein klares Konzept, um dieses Ziel zu erreichen. Wenn wir die Tiere aus demselben Gebiet in einer Zone vereini-



1

Diverse Gucklöcher und die Verwendung natürlicher Materialien wie Bambus gehören zum Konzept: Anlage der Kleinen Pandas



2

Die Landschaft des Himalaja im Kleinen: Bambus (vorne), Rhododendren (Mitte) und Föhren (hinten). Im Gehege befriedigt zudem ein stattlicher Kletterbaum (rechts), der über die Gehegegrenze hinausragt, die Bedürfnisse der Kleinen Pandas

gen, erfährt der Besucher hautnah die Vielfalt des jeweiligen «Kontinents» – das Eintreten in eine bestimmte Zone wird mit Zeichen am Boden verdeutlicht. Betritt der Besucher den asiatischen Zooteil, kommt er zuerst zu den Flachlandseen, durchquert dann die Steppen mit den Antilopen und kommt zum Buschwald mit den Elefanten und den Indischen Löwen. Zuoberst ist die Himalaja-Anlage – im dichteren Wald leben Tiger und Wölfe, im höher gelegenen Lebensraum der Kleine Panda und der Schneeleopard. Die Hanglage des Zoos ist ein Vorteil, denn wir können die Höhenstufen nachahmen. Die Besucher erfahren die Vernetztheit der Natur. Dies erfordert, dass einerseits die Tiere sich fast wie in freier Natur verhalten und dass andererseits die Anlage dem Besucher das Gefühl vermittelt, in Asien zu sein.

Enz: Dies setzt voraus, dass auch die Vegetation stimmt. Hat man auch die Bepflanzung ins Konzept mit einbezogen?

Rübel: Die Himalaja-Region im Kleinen (Bild 2) zu kreieren ist die Kunst des Landschaftsarchitekten, Herrn Walter Vetsch. Er hat schon die Brillenbären-Anlage mit grossem Erfolg errichtet. Wir haben jedesmal ein Pflanzenkonzept aufgestellt, das auf Pflanzenartenkenntnis und Fotos von Landschaften im Ursprungsgebiet basiert. Mit asiatischen Leitpflanzen – Bambus, Rhododendron, Birke und Föhre – wurde ein Gesamtbild geschaffen, das der Himalaja-Region entspricht. Hangaufwärts lichtet sich der Wald wie in der Natur. Und wenn die Rhododendren im Mai blühen (Bild 8), wird das ein eindrückliches Erlebnis sein.

Enz: Der natürliche Lebensraum kann trotzdem nie in der ganzen Vielfalt dargestellt werden. Man muss sich auf wenige Arten beschränken. Nach welchen Kriterien werden die Tiere, welche die Lebensraumanlagen bewohnen, ausgewählt?

Rübel: Die Gefährdung spielt eine wichtige Rolle. Der Zoo beteiligt sich an Erhaltungszuchtprogrammen. Das Klima hat auch einen Einfluss auf unsere Entscheidung. Die Tiere müssen sich im Zoo wohl fühlen können. Die Attraktivität für die Besucher ist ein weiteres Kriterium. Doch nicht das äussere Erscheinungsbild allein ist wichtig, sondern auch die Attraktivität bezüglich miterlebbaren Verhaltens. Wenn beispielsweise ein Papagei das Nest verlässt, ist er bereits ausgewachsen. Der Besucher erlebt das Heranwachsen nicht mit – das ist nicht besonders spannend. Wir wollen die Interaktionen innerhalb der Tierfamilien und -gemeinschaften zeigen und die Zusammenhänge zwischen Lebensraum und Tier verdeutlichen. Um auf die Vielfalt in der Natur hinweisen zu können, müssen wir diese auch zeigen.

Enz: Für die Himalaja-Anlage wurden Amurtiger, Mongolischer Wolf, Kleiner Panda und Schneeleopard ausgewählt – alles Raubtiere (Bild 3). Weshalb sind keine Huftiere dabei?

Zingg: Der Sibirische Steinbock würde beispielsweise in die Himalaja-Anlage hineinpassen. Wir haben aber Tiere gewählt, die wir bereits seit längerer Zeit pflegen, und sie in die Anlage integriert. Zudem mussten wir mit dem gegebenen Platz auskommen. Das hatte zur Folge, dass wir auf den Amurleoparden, den wir ursprünglich auch hinzunehmen wollten, verzichten mussten. Ein Huftier mit einzubeziehen hätte ebenfalls bedeutet, auf eine vorhandene Art zu verzichten. Zum Ausgleich halten wir neben der Himalaja-Anlage asiatische Vögel wie Tragopane und Glanzfasane.

Rübel: Wir müssen die Gesamtansicht nicht aus den Augen lassen. Die Himalaja-Anlage ist nur ein Teil der asiatischen Zone. Wir haben im Steppenteil Antilopen – Arabische Oryx und Hirschziegenantilope –, den Leierhirsch und den Banteng, ein Wildrind.

Enz: Huftiere können in demselben Gehege gehalten werden. Da die vier Tierarten der Himalaja-Anlage Raubtiere sind, hat jede Art aus nahe liegenden Gründen sein eigenes Gehege. Gibt es trotzdem Interaktionen zwischen ihnen?

Zingg: In allen Gehegen sind Liegeplätze vorhanden, von wo aus die Tiere über ihre Grenzen hinaussehen können. Speziell beim Kleinen Panda ragt der Kletterbaum über die Mauer hinaus, und die Tiere hocken über den Köpfen der Besucher (Bild 2). Doch direkter Kontakt ist weder zwischen Besuchern und Tieren möglich noch unter den vier Raubtieren der Himalaja-Anlage selbst. Allerdings haben wir eine Option. Es gibt einen Tunnel zwischen Wolfs- und Tigergehege. Wir haben damit die Möglichkeit, die Tiger nachts abzutrennen und das Wolfsrudel hinüberzulassen. Wir simulieren damit die Durchquerung eines Tigerreviers durch ein Wolfsrudel – so wie es sich auch in der Natur abspielt. Nach dem Rückzug der Wölfe können die Tiger die zurückgelassenen Markierungen und Veränderungen untersuchen. Das fördert natürliches Verhalten.

Enz: Um natürliches Verhalten zu zeigen, müssen gewisse Grundbedürfnisse befriedigt werden. Worauf wurde bei der Himalaja-Anlage geachtet?

Zingg: Wir schöpfen unser Wissen aus jahrelanger Tierhaltungserfahrung und versuchen dann eine Anlage so zu «möblieren», dass sie den Ansprüchen der Tiere gerecht wird. Der Kleine Panda beispielsweise ist ein Tier, das viel in der dritten Dimension lebt – er braucht Klettermöglichkeiten und hoch gelegene Schlafplätze. Zudem bieten wir Nestgelegenheiten variabler Qualität an. Das Muttertier hat dann die Wahl und kann auch mit den Jungen umziehen, wenn sie will. Auch bei der Fütterung geben wir den Kleinen Pandas Gelegenheit, ihre Fähigkeiten einzusetzen. Sie haben einen daumenartigen sechsten Finger, um Bambus zu bearbeiten. Der Bambus wird daher nicht zerkleinert. Für Schneeleoparden sind Kratzbäume für die Krallenpflege und Sandflächen zur Reviermarkierung vorgesehen. Sie brauchen zudem Ruheplätze mit guter Übersicht. Das hängt mit dem natürlichen Flucht- und Jagdverhalten zusammen.



3

Die vier in der Himalaja-Anlage gehaltenen und in der Natur seltenen Raubtierarten: Schneeleopard, Kleiner Panda, Mongolischer Wolf und Amurtiger (Bilder: Othmar Röthlin)



4

Der Futtergalgen zur Spontanfütterung ist eine Methode, die Monotonie des Tagesablaufes zu durchbrechen. Wie in freier Wildbahn kommen die Tiere unregelmässig zum Futter



5

Schmale Erlebniswege erhöhen das Zooerlebnis mehrfach: man kann durch die Himalaja-Landschaft streichen wie ein Tiger (Steinmauer links, Kunstfels aus Beton rechts) und erlebt die Kultur des fremden Landes – das Holz auf dem Dach als Zeichen von Reichtum

Enz: Stichwort Jagd. Der Verhaltensbiologe Hans Kummer hat die Zootiere mit Rentnern verglichen: Der tägliche Nahrungserwerb fällt weg, Raubtiere brauchen nicht mehr zu jagen. Das kann zu Langeweile führen. Was ist in der Himalaja-Anlage realisiert worden, um der Langeweile der Zootiere entgegenzuwirken?

Zingg: Die Futterbeschaffung wird beispielsweise mit Hindernissen versehen. Wir möchten die Fähigkeiten, die bei den Tieren vorhanden sind, «herauskitzeln». Die Ganzkörperfütterung, bei der die Zerteilung der toten Beute das Raubtier selbst übernimmt, ist ein gutes Beispiel. Die Sinne werden beansprucht, um Fressbares von nicht Fressbarem zu trennen. Daneben betreiben wir ein System mit Boxen, die sich zu unterschiedlichen Zeiten öffnen. Die Tiere müssen dabei eine «Jagdstrategie» entwickeln. Das Fressen wird nicht zu einer bestimmten Stunde herbeigeschafft. Das blaue Gewand des Tierpflegers ist nicht mehr automatisch das Signal, das «zu Tisch bittet». Das Boxensystem ist schwieriger zu durchschauen. Das Tier muss Entscheidungen selbst treffen. Je nach Hungergefühl wird es weniger oder häufiger im Gehege herumpatrouillieren und die Boxen inspizieren. Als weitere Massnahmen zur Verbesserung der Tagesaktivität sind bei den Tigern Wasserzugang und Ruheplätze mit Heizmöglichkeit vorhanden. Im Verlaufe des Tages variiert die Temperatur. Somit ergibt sich ein wechselndes Angebot, und die Tiere müssen dann eine Wahl treffen. Die Wölfe erhalten die Möglichkeit, zu graben und einen unterirdischen Bau anzulegen. Ich möchte betonen, dass nicht die Fläche den Ausschlag gibt, ob sich die Tiere wohl fühlen, sondern die Art des «Möblierens».

Enz: Mit der Zeit kennt ein Tier seine «Wohnung», es gibt nichts mehr zu entdecken – das geht uns Menschen auch so. Wird ab und zu auch etwas Neues ausprobiert, das nicht primär lebenswichtig ist, sondern einfach nur das Interesse der Tiere weckt?

Zingg: Wir geben zeitweise Gewürze oder Äste, die von andern Tieren bearbeitet oder markiert worden sind, in die Anlage. Das Tier bekommt das Gefühl, dass hier jemand vorbeigekommen ist, und entscheidet, ob dieser Geruch es betrifft oder nicht. Dieses Vorgehen läuft unter dem Begriff «behavioural enrichment» – auf Deutsch etwas unpassend mit Beschäftigungstherapie bezeichnet. Wir verbessern nicht mehr wie früher schlechte Gehege mit dieser Methode, sondern integrieren sie bereits bei der Planung neuer Anlagen. Beispielsweise lassen wir Interaktionen zwischen den Besuchern und den Tieren zu: Beim Tigergehege können die Besucher an einem Rad drehen und ein Seil innerhalb der Anlage in Rotation versetzen. Vielleicht geht ein Jungtier auf das Spiel ein. Zudem haben wir auch gekoppelte Seile, die an zwei verschiedenen Orten aus dem Boden herauskommen. Eine Art Seilziehen zwischen zwei Tieren kann sich entwickeln. Darüber hinaus ermöglicht uns ein Futtergalgen, schnell und unverhofft einen grösseren Futterbrocken in die Anlage zu schaffen, ohne die Tiere wegsperren zu müssen (Bild 4).

Rübel: Mit den erwähnten Massnahmen erreichen wir eine zeitliche und örtliche Variabilität innerhalb der Anlage. Schliesslich springt in der Natur auch nicht pünktlich um drei Uhr eine Antilope vor einen hungrigen Tiger. Unsere Gehege sind zudem für einen 24-Stunden-Betrieb ausgelegt. Das ist ein wesentlicher Vorteil gegenüber früher. Die Tiere müssen nicht jeden Abend in den Stall gesperrt werden, sie können wie in der Natur Tag und Nacht in ihrem Lebensraum sein und der Witterung trotzen. Das heisst nicht, dass sie nicht in den Stall können, wenn es ihnen einmal zu kalt ist.

Enz: Die Stallungen waren früher wichtige Strukturen einer Anlage. Haben sie in einer modernen Anlage an Bedeutung verloren?

Zingg: Es kommt auf die Tierart an. In der Himalaja-Anlage leben nur «winterharte» Tiere. Zudem bestehen innerhalb der Aussenanlage genügend Rückzugsmöglichkeiten, wohin sich die Tiere verkriechen können, um Besuchern und Artgenossen aus dem Weg zu gehen. Sie sind somit nicht auf einen Stall angewiesen. Doch für das Management sind Stallungen wichtig. Man muss die Tiere wegsperren können, um für Reinigungsarbeiten und Fütterungen in das Gehege gehen zu können. Ausserdem müssen kranke Tiere separiert und gebärenden Muttertieren ein sicherer Ort geboten werden können.

Roos: Wie werden die Tiere bei Bedarf separiert?

Hohl: Wir haben ein Schleusensystem, mit dem verschiedene Lokalitäten abgetrennt werden können. Dies gilt für die Gehege wie auch für die gedeckten Boxen.

Roos: Ist jeder Aufenthaltsbereich der Tiere auch durch das Personal zu erreichen?

Hohl: Das muss möglich sein. Man stelle sich beispielsweise vor, ein Tier müsste geborgen werden. Dann muss alles zugänglich sein. Dies natürlich unter den gegebenen Vorsichtsmassnahmen wie Schleusen. Eine sensible Zone für das Personal stellen die Jungtierbereiche dar. Hier wird der Zugang auf ein Minimum beschränkt oder findet gar nicht statt. Das Personal muss mit grösster Zurückhaltung operieren, um die Tiere nicht zu beunruhigen.

Roos: Auf welche Weise lösen Sie logistische Probleme wie Ver- und Entsorgung?

Hohl: Das Wasser beispielsweise zirkuliert durch den Weiher und die zwei Bäche. Nach dem Durchlaufen von Filtern wird es wieder hinaufgepumpt. Gespeist wird dieser Kreislauf einerseits durch eine Hangwasserfassung im Wald und – da diese nicht immer genügend Wasser liefert – auch durch Trinkwasser.

Dann haben wir noch das Wegnetz. Im Masterplan haben wir je nach Bedürfnis verschiedene Weggrössen festgelegt. Das Wegnetz umfasst drei Hierarchiestufen: erstens die schmalen Erlebniswege, die weder rollstuhl-

noch kinderwagengängig sind. Diese verlaufen möglichst nahe der Flora und Fauna und bieten maximales Naturerleben. Zweitens die Nebenwege, die mit Kinderwagen und Rollstühlen befahrbar sind (Bild 5). Sie bieten den gleichen Einblick wie die Erlebniswege, aber aus einer grösseren Distanz. Dann existieren noch die Hauptwege, die sogar für Lastwagen befahrbar sind. Über diese Hauptwege wird Futter herbeigeschafft und Material verschoben. Diese Wege wurden natürlich auch beim Bau der Himalaja-Anlage genutzt.

Roos: Welche Bauweisen haben Sie bei den Aussenanlagen und den Behausungen angewandt?

Hohl: Es wurden verschiedenste Bauweisen angewandt. Für den Stall des Schneeleoparden und des Pandas wurden bestehende Behausungen übernommen und instand gesetzt (Bild 2). Neu sind verschiedene Boxen aus Stahl oder Stahlbeton. Der alte Tigerstall dient nun als Wolfsunterkunft. Dann wurde aber auch die Holzbauweise angewandt. Dies mit der Idee, die gleichen Materialien zu brauchen, wie sie im Himalaja auch verbaut werden. Dies entspricht einem der zentralen Punkte der neuen Zoophilosophie: Der Besucher soll in den Lebensraum Himalaja integriert werden. Generell wurde sehr viel Handarbeit geleistet wie zum Beispiel der Erlebnispfad, der aus Gneisplatten besteht. Eine Schwierigkeit dabei war, dass sich die Handwerker nicht gewohnt waren, einen Pfad ohne rechten Winkel zu erstellen! In diese Pfade wurden auch Tierspuren abgedruckt, um den Besucher immer wieder mit dem entsprechenden Tier zu konfrontieren. Bei den Holzbauten mit den Einblicken zu den Tieren ist möglichst viel Holz auf dem Dach – in der Himalaja-Region ist dies ein Zeichen für Reichtum (Bild 5). Beim Kleinen Panda kam Bambus zur Anwendung. Elemente wie der Spielurm, die Abschränkungen oder die Gucklöcher, die Bänke und das Eingangsportal wurden aus Bambus erstellt (Bild 1).

Roos: Wie wurden die Bauten der Himalaja-Anlage ausgeschrieben?

Hohl: Es ist ein komplexer Bau, bei dem immer wieder vor Ort Anpassungen vorgenommen werden müssen – ein rollender Prozess also zwischen den Zooverantwortlichen, der Bauleitung und dem Unternehmer. Die Ausschreibung mit den Unternehmern wird im Einladungsverfahren, also ohne Präqualifikation, durchgeführt. Das ist ein grosser Vorteil, denn dann weiss man, mit wem man es zu tun hat und dass die Zusammenarbeit auf der Baustelle funktionieren wird.

Roos: Wie hoch ist der Anteil Regie?

Hohl: Wir bauen nun schon an der dritten Anlage mit einem eingespielten Team unter der Leitung des Landschaftsarchitekten, Herrn Walter Vetsch. Die Erfahrung bei der Einschätzung spezieller Arbeiten ist mittlerweile gross. Aber der Anteil Regie ist sicher höher als bei anderen Bauten.

Roos: Konnte der Kostenvoranschlag eingehalten werden?

Hohl: Immer.

Roos: Wurden Eigenleistungen von Seiten des Zoopersonals vollbracht?

Hohl: Das ist immer ein wenig eine ambivalente Geschichte. Nur bei kleineren Arbeiten machen sie gelegentlich mit, nicht zuletzt sind sie durch ihre angestammte Arbeit beschäftigt. Hinzu kommt, dass wir keine Probleme mit Garantieleistungen wollen.

Roos: Was wurde speziell für die Himalaja-Anlage entwickelt?

Hohl: Grundsätzlich wurde keine neue Bauweise umgesetzt. Bei der Schiebertechnik waren allerdings intensive Überlegungen aller Beteiligten gefragt. In einer ganz spektakulären Bauweise wurden jedoch die Kunstfelsen geschaffen (Bild 6). Pläne kann man hier nur bedingt gebrauchen. Man behilft sich mit Modellen. Zwei amerikanische Künstler, die bereits bei der Bärenanlage die Kunstfelsen kreiert haben, kamen zum Zug. Aufgrund von Fotos wurde zunächst ein Modell im Massstab 1:10 angefertigt und mit der Umgebung des künftigen Felsens verglichen. Dann erfolgte die Abnahme des Modells, das als Vorlage zur Erschaffung des eigentlichen Kunstfelsens diente. Zuerst wurde eine Armierungshülle mit einem Leichtmetallblech, das als Schalung gegen innen wirkt, aufgebaut. Der Kunststein ist innen somit hohl. Darauf kommt dann der Spritzbeton in verschiedenen Schichten. Dieser darf nicht zu nass, aber auch nicht zu trocken sein, da anschliessend mit Spachteln und anderem Werkzeug eine Steinoberfläche ausgebildet werden muss. Nach erfolgter Trocknung werden die Farbtöne aufgetragen. Die Oberfläche muss unter verschiedenen Umweltbedingungen wie Regen, Schnee, Sonne und variablen Lichteinwirkungen echt wirken (Bild 7).

Enz: Die Grenzen zwischen Wildnis und Zoo verschwimmen. In den letzten Jahrhunderten hat sich das Zookonzept in aller Welt von der Tierschau hin zum Naturschutzzentrum entwickelt. Bei der Masoala-Regenwaldhalle steht die enge Zusammenarbeit mit dem Masoala-Nationalpark in Madagaskar im Zentrum. Hat auch die Himalaja-Anlage ähnliche Verflechtungen und Partner im Ursprungsgebiet?

Rübel: Es ist unser Ziel, mit jeder Anlage – nicht unbedingt mit jedem Tier – diesem Beispiel zu folgen. Natürlich ist die Zusammenarbeit mit dem Ursprungsgebiet nicht überall gleich stark oder gleich gelagert. Der Kleine Panda beispielsweise gehört zu einem Erhaltungszuchtprogramm. Beim Schneeleoparden hat die Messerli-Stiftung das Gehege und ein Projekt in der Mongolei finanziert, wo wir mit der International Snow Leopard Foundation zusammenarbeiten. Diese versucht, Korridore zu erstellen, damit die zerstückel-



6

Was ist echt, was ist Kunst? Der natürliche Felsen (rechts unten, bis und mit Algenbewuchs) lässt sich kaum vom Kunstfelsen (links unten) unterscheiden



7

Auch bei Regen wirken die Kunstfelsen noch echt:
Durchgang zur Tigeranlage

Zu den interviewten Personen

Andreas Hohl, dipl. Kulturingenieur ETH / Wirtschaftsingenieur STV, hat in verschiedenen Planungsbüros im Bereich Gemeindevirtschaft und Projektmanagement gearbeitet. Als Zoentwickler ist er seit Mitte 1999 verantwortlich für die Neubauten im Zoo Zürich.

Alex Rübel, Dr. med. vet., hat an der Uni Zürich Veterinärmedizin studiert, arbeitete 10 Jahre an der Klinik für Zoo-, Heim- und Wildtiere der Universität Zürich als Oberassistent und Lehrbeauftragter. Bevor er 1992 Direktor des Zoo Zürich wurde, bildete er sich in verschiedenen Zoos in den USA als Tierarzt weiter. Robert Zingg, Dr. phil. II, hat an der Uni Zürich Zoologie studiert und in seiner Doktorarbeit die Lebensweise der Igel untersucht. Danach arbeitete er als freischaffender Zoologe in verschiedensten Projekten. Als Kurator für Säugetiere und Vögel ist er seit 1994 für die zoobiologischen Belange im Zoo Zürich verantwortlich.



8

Im Mai erhöht ein botanisches Spektakel die Attraktivität der Anlage: blühende Rhododendren (Bild: Othmar Röthlin)

ten Gebiete mit Restpopulationen von Schneeleoparden wieder verbunden werden. Wir sind nicht direkt beteiligt, aber organisieren das Treffen der verschiedenen, im Projekt involvierten Leute. Beim Tiger arbeiten wir mit der Tigris Foundation zusammen. Es geht dort weniger um den Lebensraumschwund, sondern vielmehr um die Aufklärung – denn die Menschen haben ein gespanntes Verhältnis zum Tiger.

Enz: Wie stark sind denn die vier Raubtierarten der Himalaja-Anlage gefährdet?

Zingg: Der Wolf hat sein Verbreitungsgebiet von Asien über Europa bis Nordamerika. Es existieren verschiedene Unterarten. Allgemein stehen Wölfe zwar nicht vor dem Aussterben, haben es aber wegen Interessenskonflikten mit Menschen, insbesondere Viehzüchtern, schwer. Wir halten den Mongolischen Wolf. Dieser ist noch in einigen hundert Exemplaren in der Natur vorhanden und somit gefährdet. Beim Kleinen Panda existieren zwei Unterarten. Die chinesische Unterart wird in nordamerikanischen Zoos gehalten. In Europa züchtet man jene Unterart nach, die in Nepal und Indien lebt. Die Bejagung ist das Problem – der Pelz eines Kleinen Pandas gibt eine schöne Fellmütze. Auch der Bestand des Amurtigers ist extrem gefährdet und wird auf 250 bis 500 Tiere geschätzt – das ist nichts im Vergleich zum grossen, potenziell verfügbaren Lebensraum. Die Population in Zoos ist wesentlich grösser, etwa 1000 Exemplare. Das Problem ist, dass Tigerknochen in der chinesischen Medizin Verwendung finden. Beim Schneeleopard variieren die Bestandesschätzungen zwischen 4500 und 7500 Tieren.

Rübel: Beim Schneeleopard ist die Lebensraumeinengung das Hauptproblem. Kleine «Inseln» mit wenigen Tieren werden aussterben. Daher ist die Vernetzung zentral, um die Restpopulation zu erhalten. Beim Tiger existieren noch genügend grosse Lebensräume, aber zu wenig frei lebende Tiere. Zudem ist die Nahrungsbasis durch Wilderei gering. Deshalb ist es wichtig, die Menschen im Ursprungsland in das Schutzprojekt einzubeziehen. Beim Wolf liegt der Handlungsbedarf mehr im eigenen Land. Wir wollen aufklären, die Angst nehmen und objektiv informieren. Der Wolf soll sein Image als Bestie verlieren. Wenn wir mit unserer Himalaja-Anlage dies vermitteln können, dann hat sich der Bau gelohnt und wir haben das Ziel erreicht.